

# In der nachkonziliaren Landschaft – von unten gesehen

Von Otto B. Roegele

Zu den stärksten Herausforderungen, die dem katholischen Christen in der Zeit nach dem Konzil begegnen, gehört der mehrfache Pluralismus seiner Lebenswelt. Es ist nicht nur der Staat, dem die Eindeutigkeit des alten Obrigkeitsstaates mit seinen festgeschriebenen Über- und Unterordnungsverhältnissen abhanden gekommen ist. Auch die Gesellschaft hat aufgehört, klare Rahmenbedingungen für Gruppen und Individuen zu liefern, die zwar auch früher nicht unbedingt beachtet werden mußten, die aber immerhin Markierungen für ein »normales« Verhalten boten. Und schließlich ist Pluralismus auch im Inneren der Kirche wirksam geworden.

Daß die staatliche Willensbildung sich nicht mehr von oben nach unten vollzog, nicht einmal mehr im Dialog zwischen Oberen und Unteren, daß sie vielmehr unter aktiver Mitwirkung der Massenmedien zu einem ständigen Prozeß des agonalen Austauschs von Argumenten und Gegenargumenten, Forderungen und Gegenforderungen wurde, die nie an ein Ende gelangen, war schon eine starke Belastung für Staatsbürger, die an vorgegebene Grundwerte, Naturrechte und Gottesgebote glauben.

Sie konnten mit dieser neuen Situation fertig werden, indem sie lernten, ihre Aufgabe bestehe darin, daß sie ihre – von ihnen als allgemein verbindlich verstandenen – Auffassungen als ihren partikularen Beitrag zum Ganzen in den Prozeß der Meinungs- und Willensbildung einbrächten und erfolgreich verträten. Dazu war erforderlich, daß sie möglichst geschlossen und wirkungsvoll agierten. Die harte Schule, die der deutsche Laien- und »Verbands-Katholizismus« seit 1848 durchlaufen hatte, hinterließ ihm diese Erkenntnis. Bernhard Hansslers Buch *Das Gottesvolk der Kirche* erschien 1960 als zusammenfassender Ausdruck dieser Erfahrung.

Damals war freilich im großen und ganzen nicht zweifelhaft, welches die Grundsätze und die wichtigsten Ziele seien, die von Katholiken in der Politik durchgesetzt werden sollten. Der seit dem ersten Vatikan-Konzil verstärkte römische Zentralismus war ungebrochen. Das Christentum hatte den Kirchenkampf im »Dritten Reich« erfolgreich bestanden. Die Kirche empfand sich deutlicher denn je als eine von Staat und Gesellschaft unabhängige Größe, zumindest als eine geistige Weltmacht, die Respekt verdiente. Der einzelne Seelsorger mochte seine ungelösten Fragen aus der Studienzeit behalten und neue aus der pastoralen Praxis dazugewonnen haben – aus seiner Predigt konnte sie nur heraushören, wer sie selbst schon in sich bewegte. Das »Lehrgebäude«

vom Volksschul-Katechismus bis zu Hirtenbrief und Katholikentagsrede war intakt; es erhob sich vor den Gläubigen und Ungläubigen in imponierender Geschlossenheit. Auch die Unstudierten fanden Trost darin, daß es offenkundig genug wissende und eifrige Verteidiger dieser katholischen Kirchenlehre gab, so daß sie sich nicht zu genieren brauchten, wenn sie sich zu ihr bekannten.

### *Die Kirche, die nicht mehr als Monolith erscheint*

Dieser Zustand einer als Monolith erscheinenden Kirche besteht nicht mehr. Auch früher handelte es sich mehr um eine Außenseite als um die ganze Wirklichkeit; aber es war auch nicht bloß eine Fassade. Die einheitliche Außenwirkung gehörte zur Intention des Ganzen, die innere Struktur und die Raumaufteilung des Gebäudes nahmen auf sie Rücksicht. Heute spricht die Kirche nicht mehr mit einer einzigen Stimme, sondern mit vielen. Besser gesagt: Viele Stimmen sprechen aus der Kirche, für die Kirche, im Namen der Kirche, auch wenn ein derartiger Anspruch nicht ausdrücklich erhoben wird. Und diese Stimmen sagen keineswegs nur das Gleiche in verschiedenen Varianten, sondern oft Verschiedenes und manchmal Gegensätzliches.

Damit ist die katholische Kirche in die lange Reihe der gesellschaftlichen Gruppen eingetreten, deren Innenleben nach außen getragen und der kritischen Betrachtung von außen ausgesetzt wird. Es bleibt nicht aus, daß innerkirchliche Richtungen von weltlichen Mitspielern benutzt und ausgenutzt werden, und es gehört auch schon zum Alltag, daß im innerkirchlichen Streit weltliche Bundesgenossen zu Hilfe geholt werden.

Das zweite Vatikan-Konzil hat zwar sehr deutlich erklärt, daß niemand für die Kirche sprechen könne, der eine bestimmte Auffassung in einer Sache vertrete, in der es auch andere aus Glaubens- und Sittenlehre begründete Auffassungen gibt; aber für viele Leser, Hörer und Zuschauer genügt es, Namen und Stellung des Sprechers zu hören, um daraus auf die Übereinstimmung seiner Rede mit dem Wort der Kirche zu schließen. Mit dieser Neigung des Publikums rechnen auch nicht wenige Sprecher. Es gibt Ordensleute, die man sonst nie im Habit sieht; wenn sie im Fernsehen auftreten, um eine kühne These zu vertreten, tragen sie es »plenis coloribus«. Der aus alledem entstehende Eindruck: »Die Kirche widerspricht sich selbst«, ist zwar in dieser Form unzutreffend; er antwortet aber auf die Tatsache, daß Mitglieder, Repräsentanten, mit Ämtern und Würden ausgestattete Vertreter der Institution Kirche in ein und derselben Sache unterschiedliche Standpunkte einnehmen.

Diese Entwicklung mag unvermeidlich gewesen sein. Sie mag auch dem Auftrag der Kirche zur Ausbreitung des Evangeliums letztendlich besser dienen als die frühere monolithische Erscheinungsweise. Aber für den einfachen

Christen, der nicht Theologie studiert hat und sich nicht ohne weiteres ein eigenes Urteil in den aktuellen Streitfragen bilden kann, stellt es eine schwere Belastung dar, wenn die Kirche in einer Sache, die er in Familie, Beruf oder öffentlichem Leben vertreten muß, mit verschiedenen Stimmen spricht und ihm damit die klare Aussage verweigert.

War der staatliche Pluralismus noch aufzufangen durch die Festigung der Gruppenbildung und die entschlossene Inanspruchnahme der im demokratischen Gemeinwesen gebotenen Möglichkeiten, Einfluß auszuüben, so brachte der manifest werdende innerkirchliche Pluralismus diese Bestrebungen in gleichem Maße um ihre Wirkung in der Öffentlichkeit, weil er erkennen ließ, daß die vorgetragenen Ziele gar nicht mehr von allen Gruppen-Angehörigen getragen wurden.

### *In der Informations-Flut*

Eine wichtige Rolle spielt in dieser Entwicklung das Informationswesen. Ein Streit zwischen Professoren einer Ordenshochschule in Brasilien und den dortigen Bischöfen wäre vor fünfzig Jahren allenfalls einigen Spezialisten (in Rom und anderswo) bekannt geworden. Die »weltliche Welt« hätte sich nicht darum gekümmert. Heute wird jede Nachricht über den »Fall Boff« von fleißigen Agenturen in alle Welt getragen, und je weiter sie sich vom Ort des Ereignisses entfernt, umso mehr dramatisiert sie sich zu einem »weltkirchlichen Skandal«. Jeder Kardinal, Bischof, Professor zwischen Petropolis und Lublin, der sich irgendwie dazu äußert, hält den Nachrichtenproduktionsprozeß in Gang und speist die Flut. (Die Originaltexte in brasilianischem Portugiesisch hat kaum einer gelesen. Inhaltsangaben sind auf Schlagworte komprimiert und kaum verständlich. Falls Übersetzungen erscheinen, erreichen sie die Öffentlichkeit, wenn der Sturm vorüber ist.)

Der entscheidende Unterschied zwischen früher und heute ist nicht darin zu sehen, daß es einst eine rigorose Kirchendisziplin gab, die solche »Fälle« unter Verschuß hielt. Auch früher waren Lehrbeanstandungen nicht geheim. Aber die Leute, die davon erfuhren, kannten wenigstens in Umrissen die Personen und Themen, um die es ging, sie hatten eine Vorstellung von Land und Leuten, sie konnten die aktuellen Nachrichten in einen Kontext einordnen und sie damit nach ihrer Bedeutung einschätzen. Sie wußten auch, was der Erzbischof von Philadelphia, Kardinal John J. Krol, einmal in den Stoßseufzer faßte: »Ihr Journalisten widmet den 275 Bischöfen (der USA), die still ihre tägliche Aufgabe erfüllen, nur wenig Raum. Aber viel Platz räumt ihr dem einen unter ihnen ein, der seine Verpflichtungen verraten hat.«

Das ist eine Eigentümlichkeit des Nachrichtengeschäftes, mit der Politiker sich längst abfinden mußten; kirchlichen Amtsträgern scheint sie oft noch ganz

ungewohnt. Das Neue ist allemal das, was Nachrichten hergibt, zu Kommentaren reizt, die Öffentlichkeit interessiert. Bei einer Einrichtung wie der katholischen Kirche ist das Neue in vielen Fällen das Regelwidrige, das Anstößige. Die ordentliche Seelsorge, das klug geleitete Seminar, der einwandfrei funktionierende Caritasdienst sind nicht »nachrichtenfähig«. Es muß schon »etwas passieren«, wenn Journalisten davon Kenntnis nehmen sollen.

Außerdem wird in diesem Prozeß, der aus Ereignissen Nachrichten macht, schonungslos (manchmal bedenkenlos) ausgewählt. Alleiniger Maßstab ist die unterstellte Aufnahmebereitschaft des Publikums, überprüfbar durch Auflagenzahlen und Einschaltquoten. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Als Mutter Theresa 80 Jahre alt wurde (am 27. August 1990), berichteten so gut wie alle Medien über ihr Leben; aber nur wenige gaben auch die Botschaft wieder, die sie zu diesem Tag formuliert hatte: den Appell für die ungeborenen Kinder. Eine moderne Heilige ist zu feiern? Ja, aber eben nur, soweit sie die Modernität nicht beleidigt.

Der Beginn der Epoche, in der Information in der Kirche und über die Kirche diese neue Qualität erlangte, läßt sich ziemlich genau bestimmen. In der Zeit der Vorbereitung auf das Konzil erwachte in weiten Teilen der Welt das Interesse für die dort zu verhandelnden Themen, traten die Persönlichkeiten ins Licht, von denen Anregung, Führung und Entscheidung erwartet wurden, besetzten die katholische Kirche (als Institution), Johannes XXIII. (als charismatische Gestalt) und das Konzil (als Welt-Ereignis für die Medien) die öffentliche Meinung in vielen Nationen, in manchen überhaupt zum ersten Mal. Dieser Platz ist nach Konzilsende nicht völlig verloren gegangen. Die Gleise waren gelegt, auch bei geringerem Bedarf verkehrten die Züge auf ihnen. Die einmal aufgebauten Scheinwerfer blieben installiert und ließen sich bei der nächsten, auch geringeren Gelegenheit unschwer wieder einschalten. Der Papst aus Polen sorgte schließlich mit seinem Reise-Programm dafür, daß es an Anlässen attraktiver Art nicht fehlte.

### *Die große Gleichgültigkeit*

Bei der starken, wenn auch unterschiedlich gestimmten Resonanz, die Johannes Paul II. immer wieder hervorruft, läßt sich ein weiteres Phänomen der nachkonziliaren Zeit studieren: Dieser Papst geht so offensiv wie keiner seiner Vorgänger auf die Öffentlichkeit zu. Er mobilisiert, wohin er kommt, große Menschenmengen. Er versteht es auch, sie so anzusprechen, daß sie ihn im Augenblick verstehen und ihm applaudieren. Er verfügt über persönliche Autorität, auch über Sympathien jenseits der Grenzen der katholischen Kirche. Dennoch bleibt seine Lehre, bei aller rhetorischen Anstrengung, merkwürdig folgenlos. Es scheint, daß die Menschen mit einem Teil ihres Wesens zustim-

men, aber nicht zur Änderung des eigenen Verhaltens bewogen werden. Sie wehren sich nicht durch Protest oder Auszug; was sie nicht akzeptieren mögen, stört sie nicht sonderlich.

Am deutlichsten ist diese ambivalente Erscheinung bei und nach den großen Jugendkundgebungen zu beobachten. Die jungen Menschen hören dem Papst mit Freundlichkeit, ja mit Begeisterung zu. Daß er gar nicht auf Zulauf oder Zustimmung, sondern auch Gehorsam und Gefolgschaft ausgeht, scheint der Mehrzahl kaum bewußt zu werden.

Man hat befürchtet, die vielen Papstreisen könnten zur »Abnützung« führen. Diese Sorge war nicht ganz unbegründet, soweit sie die späteren Reisen in ein bereits besuchtes Land anging. Aber es ist vielmehr die generelle, durch Wiederholung gar nicht zu verstärkende Reaktion der Unempfindlichkeit, der Gleichgültigkeit, einer Art »desinvolture«, die dem Papst auf seinen Reisen begegnet und deren seelsorgerischen Tiefeneffekt verhindert, zumindest begrenzt. Daran kann auch keine noch so eifrige »Nacharbeit« etwas ändern, kein Dokumentarfilm auf Video und keine gedruckte Sammlung von Ansprachen und Predigten.

Die Reisefreudigkeit Johannes Pauls II. wird oft als eine persönliche Eigenart dieses Papstes eingeschätzt, als Reaktion auf sein langes Eingesperrtsein in den engen Grenzen seines kommunistisch regierten Heimatlandes. Aber möglicherweise gibt es, neben dem wiederholt geäußerten Bewußtsein einer persönlichen apostolischen Sendung, noch andere unausgesprochene Motive dieses Papstes für die unermüdliche Suche nach Begegnungen mit Ländern und Völkern, Bischöfen und Gemeinden in aller Welt.

In der Folge des zweiten Vatikan-Konzils sind die bestehenden nationalen Bischofskonferenzen, die bis dahin keinen festen Status besaßen, als kirchenrechtlich verfaßte Einrichtungen legitimiert, zahlreiche neue erst eigentlich geschaffen und sogar »übernationale« (regionale, kontinentale) Konferenzen wie z.B. CELAM für Lateinamerika ins Leben gerufen worden. Damit wurden Zwischen-Etagen zwischen den Papst und den einzelnen Diözesanbischof geschoben, die der Bündelung und Koordination, aber auch der Verzögerung und Blockierung der Kommunikation dienen können.

Bei über zweitausend Bistümern versteht man gut, daß Rom auf Zusammenfassung des Gleichartigen drängt. Aber ein Papst, der nicht unempfindlich ist für die Sonderwege der nationalen Geschichte(n), für »Gallikanismen« oder »Josephinismen«, der im eigenen Volk erlebt hat, wie unauflöslich Kirchen- und Nationalgeschichte im Guten wie im Bösen miteinander verflochten sind, kann beim Anblick der sich verfestigenden neuen Strukturen gewiß nicht nur in Organisationsplänen denken. Wie schwierig es nach dem letzten Konzil geworden ist, den gewachsenen Gegebenheiten und den regionalen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, ohne das Ganze aus dem Blick zu verlieren, haben Konflikte um die Doktrin (z.B. um die französischen Religionsbücher *Pierres Vi-*

vantes) und um Personalentscheidungen (z.B. in Köln und Chur) deutlich werden lassen. Nicht ohne Grund ist der Topos »vor Ort« zu einem beliebten Paspartout geworden. Nicht allein für die Kirche, aber für sie besonders gilt die Erfahrung, daß die Fülle der modernen Kommunikationsmöglichkeiten das unmittelbare Gespräch von Angesicht zu Angesicht nicht ersetzt, sondern eher noch dringlicher macht. Ob Kardinal Ratzinger, als er in seiner Rede in Rimini Ende August 1990 sagte, die Kirche müsse stets bereit sein, auch die von ihr selbst geschaffenen Strukturen zu überprüfen und gegebenenfalls zu ändern, auch hieran gedacht hat?

Die vielen Papstreisen stellen, so gesehen, auch eine Antwort des »monarchischen Prinzips« auf die »Aufwertung« des Kollegialprinzips dar, die das Zweite Vaticanum vornahm und die in der Stärkung der nationalen Bischofskonferenzen und im Ausbau von deren Kommissionen und Apparaten ihren ersten Ausdruck fand. Es ist ja nicht allein die Übertragung von Agenden und Kompetenzen vom einzelnen Ordinarius auf ein Bischofsgremium; es sind auch die Generalisierung der Entscheidungen und der Aufbau einer überdiözesanen Verwaltung, in der sich Kompetenz und Erfahrung von Experten sammeln, wodurch eine wesentlich veränderte Situation geschaffen wird, auch wenn sich in der Theorie an der moralischen und rechtlichen Verantwortlichkeit des Bischofs nichts geändert hat, die Verlagerung von dem einen, persönlich namhaft zu machenden Verantwortlichen, mit dem man redet, an den man appellieren, den man auch bittend angehen kann, auf ein Gremium, das hinter verschlossenen Türen Entscheidungen fällt, die nicht namentlich zugeordnet werden können. (Von sonstigen Vor- und Nachteilen, die gremialen Prozeduren anhaften, soll hier nicht gehandelt werden.)

### *Die »weltkirchliche Dimension«*

Zu den großen Erkenntnissen aus der »Ära des Konzils« gehört, was man die weltkirchliche Dimension zu nennen pflegt. Ihr zufolge ist jeder Christ nicht nur für seinen Nächsten vor der Haustür verantwortlich, nicht nur für Verfolgte und Notleidende im überschaubaren Umkreis und im eigenen Land, sondern für *alle* Erdenbürger, ja für die Menschheit als solche, ihre Lebenschancen in Gegenwart und Zukunft. Die »Glaubensbrüder« verdienen dabei keinen Vorzug mehr; es wäre eine Art von Familien-Egoismus, an sie besonders zu denken.

Es ist kaum zu bestreiten, daß diese Erweckung der Gewissen, ihre Hinwendung auf die ganze Familie der von Gott geschaffenen Menschen, einen großen Fortschritt gegenüber der bisherigen Einengung, ja weitgehenden Indolenz darstellt. Sie hat eine solide Grundlage im Schöpfungsbericht der Genesis und wird durch Jesu Wort und Handeln in den Evangelien vielmals bekräftigt.

Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es vor allem die Missionstätigkeit der Kirche, für die das katholische Volk regelmäßig um Gebet und Spenden ersucht wurde. Das jetzt gerne als Karikatur zitierte Negerlein auf dem Opferstock, das beim Einwurf einer Münze dankend mit dem Kopf nickte, deckt freilich nicht die ganze Realität jener Zeit. Heroismus, Glaubenseifer und Opfergesinnung der Männer und Frauen in der Blütezeit der »Weltmission« werden heute unterschätzt, wenn nicht gar verdrängt – wegen der angeblichen Verstrickung in den Kolonialismus und unter dem Eindruck der Propaganda, die viele Politiker der »Dritten Welt« gegen das tote Gespenst der Kolonialmächte am Leben erhalten, um von ihren eigenen Mißerfolgen abzulenken, wie »Antifaschismus« die perennierende Rechtfertigung des Versagens der kommunistischen Regierungen bis zur »Wende« gewesen ist.

Auch mit der »Bewußtseinsbildung« in den europäischen Ländern war es nicht so schlecht bestellt, wie zuweilen angenommen wird. Die missionarisch tätigen Orden hielten schon aus Gründen der Selbsterhaltung, zumal der Nachwuchswerbung, eine aktive Verbindung zur Heimat aufrecht. Lichtbildervorträge, Predigten und Jugendkreise der Missionare waren damals häufig. Sie konnten persönliche Beziehungen stiften und umso nachhaltiger wirken, als sie noch keine Konkurrenz mit Fernsehberichten über Kriege und Aufstände, Natur- und soziale Katastrophen auszuhalten hatten.

Mit dem heute unter jungen Menschen verbreiteten Gefühl, in einer einzigen Welt ohne Grenzen zu leben, ist die Bereitschaft gewachsen, sich für die Lebensbedingungen anderer Völker zu interessieren, mit ihnen zu leiden und zu protestieren, auch ihnen zu helfen und dafür sogar einen Teil der eigenen Lebenszeit zu opfern. Hier werden große christliche und damit auch menschliche Tugenden freigesetzt. Aber mit den ethnischen und staatlichen Trennungen sind auch religiöse und kirchliche Grenzen, die ihrerseits eine Kohärenz stiftende Wirkung entfalten, aus der Vorstellung herausgefallen.

Es kommt hinzu, daß die hedonistische Gesellschaft der Gegenwart leibliche Nöte drastischer empfindet als seelische (es seien denn solche, die den Psychotherapeuten und den Psychiater angehen). Wer Hunger nach Brot hat, wird bedauert; wer nach Gottes Wort hungert, wird eher als Außenseiter betrachtet. Übrigens ist die prioritäre Würdigung leiblicher Not gut verständlich. Ausmaß und Verbreitung des Elends sind mit dem »Fortschritt der Zivilisation« nicht geringer geworden, sondern mit der Weltbevölkerung gewachsen. Luxus und Elend stehen in den Großstädten auch der Dritten Welt unmittelbar nebeneinander, grausame Vergleiche herausfordernd.

Unter dem Einfluß auch dieser Strömungen haben sich die Ziele des kirchlichen Engagements von der früheren Mission, die hauptsächlich Verkündigung des Glaubens war, wenngleich sie – aber eben als Begleiterscheinung – auch große Leistungen in der Urbarmachung, in der Landwirtschaft, im Bildungswesen und in der Erforschung von Natur und Geschichte hervorbrachte, in

Richtung auf »Hilfe zur Selbsthilfe« für ein freieres und besseres Leben verschoben. Kirchliche »Eigeninteressen« sind in den Hintergrund getreten. Daß in Lateinamerika ein Bischof von Unbekannten ermordet, in Ostafrika eine Missionsstation überfallen, Priester und Schwestern massakriert wurden, im Südsudan Millionen Christen systematisch verfolgt, in Äthiopien zwischen Bürgerkriegsarmeen zerrieben werden – das wird auch dem christlichen Zeitgenossen nur noch als eine Nachricht unter vielen anderen dargeboten, nicht mehr verbunden mit dem Hinweis »tua res agitur«, nicht mehr empfunden als »Wunde am Leib des Herrn«.

### *Von der Missions-Verpflichtung zum »Einen Welt«-Gefühl*

Experten sprechen von einer Krise der christlichen Mission und empfehlen mannigfache Rezepte zu deren Überwindung. Manche von diesen laufen darauf hinaus, die Kirche solle den Versuch, Ungetaufte zu bekehren, ganz aufgeben. Es ist eine letzte, übrigens mißverständene Konsequenz aus Karl Rahners Rede von den »anonymen Christen« und das andere Extrem zu der patristischen Formel »extra ecclesiam nulla salus«. Es gibt Missionszentralen von Orden, die in ihren Bittprospekten nicht auf ein einziges Vorhaben der Evangelisierung verweisen. Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit haben die geistlichen fast ganz verdrängt; und nicht nur dies: In den Augen vieler handelt es sich gar nicht um Barmherzigkeit, die in Jesu Namen geübt werden soll, sondern um »Überwindung der Armut« und »Befreiung aus Unterdrückung«, die im Namen von Gleichheit und Freiheit geboten sind, wobei in der Regel das Denken beherrscht wird von der Verteilung der (als stets vorhanden vorausgesetzten) Güter, nicht von deren Herstellung in Zeit und Arbeit.

Der Umschwung von der Missions-Verpflichtung zum »Eine Welt«-Gefühl hat nicht allein starke Sympathie mit den Notleidenden freigesetzt, sondern die deutschen Katholiken auch in die erste Reihe der internationalen Wohltäter vorrücken lassen. Daß dies kein Platz ist, der nur Dankbarkeit und Zuneigung, sondern ebenso Angst vor Abhängigkeit und Mißtrauen bis zum Haß mit sich bringt, hat auch die kirchliche Hilfspraxis erfahren müssen. Dem oft naiven Vertrauen in die Unerschöpflichkeit der DM-Millionen entspricht das mit dem Erfolg der Hilfe wachsende Selbstbewußtsein der Empfänger, die es als persönlichen Affront oder als Verstoß gegen die Würde ihres geistlichen Amtes – wenn nicht gar als Ausdruck von Rassismus – verstehen, wenn einer ihrer Anträge nicht angenommen wird ...

Keineswegs zu unterschätzen ist die Wirkung des Umschwungs von der primären Missions-Verpflichtung zum Engagement für die »Eine Welt« auf die innere Situation (auch) des deutschen Katholizismus. Im Ja zur Priorität der »weltkirchlichen Aufgaben« stimmen die verschiedensten Gruppen und Rich-

tungen überein, obschon nicht alle den gleichen Akzent setzen, was die Rangliste der Empfänger und die Projekte anlangt. Wenn ein Akademie-Forum oder ein Pfarrgemeinderat sich über eine einheimische Frage heillos zerstritten hat, kann der Diskussionsleiter nichts Klügeres tun, als die Debatte in Richtung Dritte Welt zu lenken. Mit einem versöhnlichen Ende kann er dann sicher rechnen.

Zuweilen drängt sich der Eindruck auf, diese Eintracht über ein – gleichwohl sehr bedeutendes – Thema, dessen Aktionsfeld außerhalb des eigenen Lebensraumes liegt, werde als ein mühsam errungener und deshalb unter allen Umständen festzuhaltender Faktor eines Konsenses, der anderswo verloren ging, geschätzt und verteidigt. Die integrierende Kraft der »weltkirchlichen Aufgaben« korreliert, was die Gruppenkohärenz und die Öffentlichkeitshinwendung des deutschen Katholizismus betrifft, mit diesem unerkannten Element von Eskapismus, wie in der deutschen Politik die Vorstellung, man habe die großen »europäischen Vorleistungen« erbracht, man denke »international« und bewege sich auf dem Weg zur »multikulturellen Gesellschaft«, mit den Symptomen eines tatsächlichen Provinzialismus korrespondiert, die gelegentlich das Komische streifen.

### *Die Blockade der Glaubensweitergabe*

Das Ausrinnen der missionarischen Verpflichtung wirkt sich auch in der eigenen Lebenswelt aus. Nicht nur in dem bisher kommunistisch regierten Teil Deutschlands ist ein riesiges religiöses Vakuum entstanden. Fast 40 % der dort lebenden Erwachsenen erklärten bei einer Befragung durch das Institut für Demoskopie Allensbach im Frühjahr 1990, sie »brauchten keine Religion«, der Glaube »sage ihnen nichts«. Das Erschreckendste an der dortigen Situation ist nicht so sehr die geringe Bejahung der Kirche und ihrer Lehre (15 %) oder die Äußerungen von Abwehr und Feindseligkeit, sondern die ganz gewöhnliche Gleichgültigkeit gegenüber Glauben und Religion, die völlige Blindheit gegenüber der Farbe des Überirdischen, die das Leben doch erst eigentlich menschlich machen. (Die Angaben beziehen sich auf einen repräsentativen Querschnitt von DDR-Bewohnern über 16 Jahre.)

### *Das Atheisten-Rätsel der DDR*

Es ist vorerst rätselhaft, wieso das Regime in der deutschen Satrapie des Weltkommunismus seinen antireligiösen Kampf so viel erfolgreicher zu führen vermochte als in anderen Ländern Ost-Europas, ja sogar in der Sowjetunion, obwohl dort fast doppelt so viel Zeit dafür war. Alle Stimmen aus der früheren

DDR betonen, die regierende Partei sei unglaubwürdig gewesen, man sei ihr mit Mißtrauen begegnet, ihre Propaganda sei als verlogen durchschaut worden. Warum ist dies ausgerechnet in Sachen Religion nicht so gewesen?

Aber auch in der Bundesrepublik Deutschland steht es nicht besonders gut mit dem Glauben, noch schlechter mit dessen Weitergabe an die nachrückenden Generationen.<sup>1</sup> Spätestens seit der gemeinsamen Tagung der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken im Herbst 1988 kann es über dieses Thema keine Illusionen mehr geben. Zwar sind es nur 12 % der Erwachsenen, denen der Glaube »nichts sagt«; aber als gläubige Mitglieder ihrer Kirche bekennen sich nur 33 %. Nur 17 % der Bevölkerung halten Religiosität für ein wichtiges Ziel bei der Kindererziehung; und von den 25- bis 44-Jährigen, die die kommende Generation betreuen und prägen, halten nur 10 % die Vermittlung religiöser Überzeugungen für einen wesentlichen Bestandteil ihrer Aufgabe. Selbst diejenigen, die sich selbst als durchaus religiös einstufen, messen der Religion in der Erziehung von Kindern merkwürdig wenig Bedeutung bei, weit weniger als guten Manieren und erfolgreicher Arbeit im Beruf. Auch hier ist der Umschwung der Blickrichtung erkennbar: Nicht mehr das ewige Heil, nicht mehr der verheißene Lohn im Jenseits, nicht mehr Gott sind die Größen, die für die Orientierung im Leben maßgeblich sind, sondern »irdische Tugenden« und was dafür gehalten wird.

In dem vereinigten Deutschland nach 1990 werden es die in mehrere Konfessionen und viele Richtungen geteilten Christen mit einem (mehr oder weniger fest gefügten) Block von 12 bis 14 Millionen Glaubenslosen zu tun haben. Diese werden die drittstärkste »Konfession« in diesem Lande bilden und den Islam auf den vierten Platz zurückdrängen. Welche Wirkungen dieser Strukturwandel auslösen wird, kann man vorerst nur ahnen. Mit der Selbstverständlichkeit, daß Neugeborene getauft und Tote kirchlich beerdigt werden, was immer dazwischen aus ihnen geworden sein mag, wird er jedenfalls gründlich aufräumen.

### *Unterschätzter Pluralismus der Liturgie*

Zu den am meisten diskutierten Fragen der nachkonziliaren Zeit gehört die »Liturgie-Reform«. Das Wort trifft nur bedingt die Sache, denn es handelt sich nicht allein um eine Rückführung auf ältere Formen und Inhalte, sondern auch um die Einführung, Zulassung oder Duldung ganz neuer Formen. Manche Theologen und Bischöfe zeigten sich sehr verwundert darüber, daß von allen Änderungen, die das Konzil beschlossen und ermöglicht hat, ausgerechnet die

---

<sup>1</sup> Vgl. meinen Aufsatz: Keiner glaubt uns, was wir selbst nicht glauben, in dieser Zeitschrift 17 (1988), S. 144-150.

Neuordnung des Gottesdienstes das Kirchenvolk am stärksten bewegt hat, sei es zu vermehrtem Engagement und Zustimmung, sei es als Anregung zu (oft unerleuchteter) »Weitergestaltung«, sei es zu erbittertem Widerstand, Spaltung und stummer Resignation. Ist nicht der Gottesdienst vorzüglich der Ort, an dem der einfache Gläubige seine Kirche als Heimat und Zuflucht, als Mutter und Führerin erlebt? Theologen und Kirchen-Insider aller Funktionen mögen andere Themen des Konzils für wichtiger gehalten haben; aus der Geschichte hätten sie eigentlich wissen müssen, daß Kirchensprache und Laienkelch die Signale sind, die Rebellion auslösen, nicht dogmatische oder exegetische Feinheiten.

Auch hier wirkte es sich aus, daß das Konzil Prozesse, die bereits im Ansatz vorhanden waren, beschleunigte, was die Teilnehmer anging, daß aber das Kirchenvolk nicht im gleichen Tempo mitgeführt wurde. Die Liturgische Bewegung der zwanziger Jahre erfuhr durch das Konzil ihren Triumph, aber ihren volkserzieherischen Impetus konnte sie den Konzilsvätern nicht mitgeben. Niemand weiß, wie Romano Guardini sich heute über die liturgische Praxis in seinen beiden Vaterländern äußern würde; nur in einem Punkt dürfte seine Stellungnahme gewiß sein: Die Konzilsreform hat die Chance, sich und ihre Motive dem Volk plausibel zu machen, nur ungenügend wahrgenommen. Sie ist nicht als Aufbruch, sondern als Verordnung erschienen, sie wurde nicht von unten getragen, sondern von oben verhängt, sie war nicht von einem klaren Formwillen inspiriert, sondern vom Hang zu allerlei modernen Beliebigkeiten, der sie anfällig werden ließ für unterschiedliche Instrumentalisierung.

Es gibt allerdings auch einige Akte der Liturgie-Reform, die selbst durch eifriges Erklären nicht besser gemacht werden können, als sie sind. Die Kirchenmusik ist eines ihrer beklagenswertesten Opfer geworden. Manches geht auf Konto eines (verspäteten) Einheitsdranges, der die deutschsprachigen Bistümer gerade in einem historischen Moment erfaßt hatte, in dem das Heimatlich-Eigene, das Regional-Vielfältige von den künstlerisch und intellektuell tonangebenden Schichten neu entdeckt wurde – das bodenständige »Volk« war davon nie abgegangen.

Haben sich die Reformer deutlich genug vor Augen gestellt, was es bedeutet, daß sie die Totenmesse »gleichgeschaltet«, die meisten Sequenzen weggenommen und damit eine Fülle von Meisterwerken der Musik aus dem Kirchenraum verdrängt haben? Wer nur in die Kirche ging, um Mozarts Requiem zu hören, mag kein vorbildlicher Christ sein; er wohnte immerhin dann einem Gottesdienst bei, und vielleicht sogar nicht ohne Andacht. Wer heute das »Stabat Mater« hören will, sei es von Palestrina, Pergolesi, Paesiello, Haydn, Rossini oder Dvorak (um nur einige zu nennen), muß den Konzertsaal aufsuchen. Die Sequenz des Jacopone da Todi, auch als Text eine Schöpfung von hohem Rang, hat keine Gnade gefunden in den Augen der zuständigen Kommission.

In den Gemeinden, die dem Latein den Abschied gegeben haben, sind auch

Bach und Beethoven verabschiedet worden, wirken ihre »musikalischen Messen« (wie sie nicht ohne pejorativen Beiklang genannt werden) für ein dem Gloria und dem Credo entwöhntes Publikum mehr und mehr als Fremdkörper, bestenfalls als Antiquitäten.

Der Traditionsbruch in der Liturgie hat der Willkür die Tür geöffnet, der Polypragmasie und dem »Eigenbau«. Er kann auch verstanden werden als Korrelat zum Bruch in der Weitergabe des Glaubens. Dagegen spricht nicht, daß manche Eucharistiefiern mit ihren drei Ansprachen (dem »Wort zum Tage«, der Auslegung des Evangeliums, den Mitteilungen aus der Gemeinde vor dem Segen) sich wie eine unendliche, vom Ritus unterbrochene Katechese ausnehmen. Das verzweifelte Mehr an Belehrung und Zuspruch kann nicht den Geist des Ganzen ersetzen.

»Verlust an Formkonstanz« hat Hans Maier als einen der Hauptgründe für die Unrast und die Glücks-Unfähigkeit der Zeitgenossen ausgemacht. Die Liturgie-Reform bietet dafür ein lehrreiches Beispiel. Daß die Gemeinden vor allem Neues und Ungewohntes erwarteten, war und ist ein Mißverständnis, dem viele »Gestalter« unterliegen. Daß die Liturgie selbst Gestalt ist und gar nicht mehr weiter um- und neugestaltet zu werden braucht, sondern nur ernstgenommen und ehrfürchtig ausgeführt werden will, ist schwer zu begreifen in einer Zeit, in der »Originalität« die höchste Auszeichnung darstellt. Die Frage eines auswärtigen Gottesdienstbesuchers, »wie denn hier die Messe geht«, war ganz freundlich-interessiert vorgebracht. Gerade dadurch tat sie kund, wohin es mit dem Pluralismus in der täglichen Praxis des Gottesdienstes gekommen ist. (Übrigens war es gar nicht einfach, diese Frage zu beantworten; auch der Einheimische konnte ja nicht wissen, welcher Zelebrant oder »Vorsteher der Versammlung« gerade an der Reihe sein werde.)

Inwieweit ist das Konzil für die Entwicklung der nachkonziliaren Kirche verantwortlich? Das post hoc ist eine notwendige, aber nicht eine hinreichende Bedingung des Geschehens. Wie alles gekommen wäre, hätte das Konzil nicht stattgefunden, ist eine müßige Frage. Einfache Ursachen- und Schuld-Erklärungen sind schon deshalb nicht sinnvoll. Manche Entwicklung, die jetzt voll entfaltet ist, gab es schon vor dem Konzil (z.B. die Wissenschaftsgläubigkeit in der Bibelkritik); manche Tendenz, die heute die Kirche in Unruhe versetzt, wurde aus der »Welt« importiert (z.B. Feminismus, Anti-Autoritarismus).

Dennoch muß man einräumen, daß es in Anlage und Durchführung des zweiten Vatikan-Konzils einige Elemente gab, die in einer gewissen Unterschätzung noch latenter Gefahren eingebaut wurden und die sich später als risikant erwiesen. Johannes XXIII. sprach von dem Fenster, daß er öffnen wollte, um frische Luft ins Innere der Kirche einzulassen. Dabei ist auch viel »Welthaftes« eingeströmt, und es hat sich inzwischen gezeigt, daß die Kirche nicht die Kraft besitzt, den katalytischen Prozeß der Bewältigung und Anverwand-

lung in einem Vierteljahrhundert zu Ende zu bringen. Sie steht er noch am Beginn der notwendigen Analyse.

Ohne deren Ergebnisse vorwegzunehmen, kann man bereits als gewiß annehmen, daß die Situation von Glauben und Kirche in der heutigen Welt durch stärkere Unterschiede, ja Gegensätze und Widersprüche als je zuvor bestimmt wird. Nie in der Geschichte waren die Entwicklungszustände so weit von einander entfernt wie heute. Nie hat es nebeneinander und gleichzeitig so viel »Ungleichzeitiges« (im kulturgeschichtlichen Sinne) gegeben. Das gilt nicht nur beim Blick auf Europa und Asien, auf »Nord« und »Süd«, wo die Kontraste der Entwicklungsphasen, der Sozialstrukturen und der Lebensverhältnisse überdeutlich sind. Auch im alten Europa existieren die unterschiedlichsten Situationen, die auch ganz unterschiedliche Voraussetzungen für eine »missionarische Strategie« der Seelsorge bilden.

Um nur zwei Beispiele zu erwähnen:

In Slowenien befreit der Machtverfall des Kommunismus eine Kirche, die noch weithin aus volkscirchlicher Überlieferung und nationaler Identität leben kann, die über mehrheitlich praktizierende Gemeinden und eine gut ausgebildete Intelligenzschicht verfügt, so daß sie die neuen Möglichkeiten einer demokratischen Ordnung von Anfang an ausnützen kann. In der Ex-DDR sieht es anders aus. Zwei Generationen sind unter dem Druck eines allmächtigen ideologischen Feindes aufgewachsen. Gläubigen Christen blieb der Zugang zum höheren Bildungswesen fast völlig versagt. Die Katholiken leben in der Diaspora. Von allen Neugeborenen werden nur zehn Prozent getauft, davon fünf Prozent in der katholischen und fünf Prozent in der evangelischen Kirche (Mitteilungen von Wilhelm Ernst in der Katholischen Akademie in Bayern am 25. April 1990). Auch wenn diese Zahlen in erster Linie für die evangelische Kirche Alarm bedeuten, müssen sie doch ebenso die Katholiken erschrecken, da sie zeigen, daß es in diesem Land um Mission nicht in einer »nachchristlichen Gesellschaft«, sondern in einer »vorchristlichen« (um nicht zu sagen heidnischen) Situation geht, in der es sogar an »Restbeständen« fehlt, die aktiviert werden könnten, an einer überlieferten kulturell-literarischen Grundlage; nicht einmal das von hiesigen Kritikern so oft beklagte »bürgerliche Milieu« mit seinen »Sekundärtugenden« kann herangezogen werden ... Die Warteschlangen, die früher vor Lebensmittelgeschäften standen, sind nun vor die Meldeämter gezogen: Tausende lassen sich bescheinigen, daß sie keiner »Religionsgemeinschaft« angehören, weil sie die Kirchensteuer fürchten. (Wer die Debatte über drohende Kirchensteuern nach »westlichem Muster« angezettelt hat, ohne entsprechend deutlich zu machen, daß es sich nicht um neun Prozent vom *Lohn*, sondern von der *Lohnsteuer* handelt, verdient einen Preis für erfolgreiche Irreführung der Öffentlichkeit.)

*Wo gibt es Ansätze für eine »missionarische Strategie«?*

Daß die Kirchenleitungen vom Zusammenbruch des Sowjetkommunismus und von dessen Auswirkungen in den Satellitenstaaten ebenso überrascht wurden wie Politiker, Wissenschaftler und Militärs, darf niemanden verwundern oder gar zu Vorwürfen veranlassen. Aber inzwischen ist mehr als ein Jahr vergangen, seitdem den Kirchen die Fesseln abgenommen wurden. Es wäre an der Zeit, daß aus Bischofskonferenzen und Kommissionen, aus Diözesanräten und Verbänden, aus Fakultäten und Akademien konkrete Vorschläge kämen, was getan werden sollte, um die weiten Räume der neu gewonnenen Freiheit mit Aktivitäten der (Re-)Christianisierung zu erfüllen.

Gewiß, es ist Gottes Gnade zuerst – und muß deshalb erbetet werden –, daß es gelingt, die Botschaft Jesu an Alte und Junge, an Völker und Generationen weiterzugeben. Aber diese Botschaft muß von Menschen dargeboten werden, wenn sie aufgenommen werden soll. Es wird enormer Anstrengungen bedürfen, um der so unterschiedlichen und komplizierten Lage gerecht zu werden. Welche Überlegungen gibt es hierzu in den Seelsorgeämtern der 22 deutschen Bistümer? Welche Pläne bestehen für eine Aktualisierung und Fortschreibung der Erkenntnisse, die auf der gemeinsamen Studientagung von Bischofskonferenz und Zentralkomitee der deutschen Katholiken über die Weitergabe des Glaubens im Herbst 1988 so eindrucksvoll zusammengetragen wurden?

Wie könnten die Kräfte von ordentlicher Seelsorge, Gemeinde-Aktivitäten, Verbänden und Orden zusammengeführt werden, um den neuen Herausforderungen wirksamer zu begegnen? Ließen sich nicht manche Tagungen, Diskussionen und Stilübungen über Feinheiten des innerkirchlichen Protests und Unbehagens für eine Weile zurückstellen, damit die – nicht ewig währenden – Möglichkeiten missionarischer Arbeit ausgenutzt würden? In wie vielen Gemeinden sind ältere Menschen bereit und (nach entsprechender Information) imstande, in den Kirchen, die dann auch nicht mehr abgeschlossen werden müßten, einen Teil ihrer Freizeit zu verbringen, sich den Besuchern von nah und fern als Informant über die Geschichte des Gotteshauses und als Erklärer der Kunstwerke und deren Botschaft zur Verfügung zu stellen? Wäre das nicht für viele ein sehr persönlicher Zugang zu den Wahrheiten des Glaubens und zum Verständnis der Geschichte, an die sie nie herangeführt worden sind?

Welche Potentiale der gedanklichen Durchdringung, der Phantasie und der Motivation können in den Einrichtungen unseres Bildungswesens mobilisiert werden, damit wir die Jahrhundert-Chance, die der Niedergang des marxistischen Herrschafts- und Erlösungsanspruchs eröffnet hat, wahrnehmen können? Was haben wir in den Händen, um das Vacuum, das er hinterläßt, zu erfüllen? Wer macht sich an dieses Werk, mit welchen Mitteln und Methoden? Zum »Kairós« gehört, daß er nur ein Augenblick ist.